

Bogner | Soziologische Theorien

Alexander Bogner
Soziologische Theorien
Eine kurze Einführung

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 14362
2023 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck,
Bergerstraße 3–5, 86720 Nördlingen
Printed in Germany 2023
RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-014362-9

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de



Inhalt

Vorwort 7

- 1 Wozu Theorie(n)? 9
- 2 Das geschichtsphilosophische Erbe der Soziologie 29
- 3 Wissenssoziologie 46
- 4 Kritische Theorie 65
- 5 Institutionentheorien 90
- 6 Modernisierungstheorien 109
- 7 Systemtheorie 132
- 8 Akteur-Netzwerk-Theorie 153
- 9 Feministische Sozialtheorien 174
- 10 Aktuelle Kapitalismuskritik 198

Literaturverzeichnis 223

Personenregister 231

Vorwort

Die Beschäftigung mit soziologischen Theorien ist normalerweise kein Spaziergang. Diese kurze Einführung will eine Ausnahme machen. Sie bietet einen kurzweiligen Streifzug durch wichtige Epochen und Denkweisen der Soziologie und verschafft damit einen schnellen Überblick über ein verwirrend vielfältiges Terrain. Sprachlich bemüht sich das Buch um größtmögliche Distanz zum allseits gefürchteten Soziologenjargon, der oft kritisiert, aber noch viel öfter erfolgreich imitiert wird, auch in Einführungstexten.

Es geht auf den folgenden Seiten weder um einen systematischen Vergleich noch um eine umfassende kritische Würdigung der hier vorgestellten Theorien. Im Vordergrund steht vielmehr der Versuch, das Interesse für einige der wirklich interessanten (oder sogar klassischen) Texte der Soziologie zu wecken und zur Selbstlektüre anzuregen. Das ist genau genommen das einzige Ziel dieses Buchs. Denn: Schöner als die schönste Zusammenfassung ist das Original. Nichts kann die selbständige Auseinandersetzung mit den Originaltexten ersetzen.

Den Anstoß zu diesem Buch gab eine Vorlesung gleichen Titels, die ich im Sommer 2021 am Institut für Soziologie der Universität Wien übernommen habe. Gut möglich, dass sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer meiner Veranstaltung ein anderes Lehrbuch gewünscht haben. Aber letztlich schreibt man wohl jene Bücher, die man als Student selbst gerne gelesen hätte.

1 Wozu Theorie(n)?

Gute Frage, werden viele Studierende denken, und im Stillen seufzend ergänzen, dass Theorien zur Universität nun einmal dazugehören wie das Mensaessen oder die verwirrende akademische Viertelstunde. Theorien – sind sie nicht vor allem eine Art Schmuckstück für die akademische Schaufensterauslage? Etwas, das den Status der Disziplin aufwertet und bei Gelegenheit den eigenen Gedanken einen stilvollen Rahmen verleiht? Theorie als Dekor und aus Tradition, so scheint es; ohne sie geht's halt nicht.

So arrangiert man sich mit dem Unabänderlichen und lernt dann eben Theorien, wie man in der Schule Gedichte gelernt hat. Manche Studierende machen aus der Not eine Tugend und entwickeln sich zu Theoriespezialisten, ohne damit den nagenden Zweifel verdrängen zu können, dass dies womöglich eine brotlose Kunst ist. Andere flüchten in die scheinbar theoriefreie Zone empirischer Forschung und verfolgen die Lehrveranstaltungen über soziologische Theorien mit freundlichem Desinteresse und innerer Distanz.

Aber es hilft ja nichts. Die Beschäftigung mit der Soziologie ist zu einem großen Teil Auseinandersetzung mit soziologischen Theorien – Theorien im Plural, wohlgermerkt. Diese Theorienvielfalt lässt Studierende aufstöhnen, weil dies den Lernaufwand vergrößert und den Überblick erschwert. Der Wunsch nach der einen, verbindlichen Theorie ist daher nur allzu verständlich. Doch die Soziologie ist stolz auf ihr prall gefülltes Arsenal an Theorien, auch wenn diese Fülle immer wieder zu Streit führt, so dass man die Geschichte der Soziologie als eine Geschichte soziologischer Kontroversen erzählen kann (vgl. Kneer/Moebius

2010). Die hingebungsvolle Pflege ihrer zahlreichen Theorien legt nahe, dass die Soziologie eine gereifte Disziplin ist. Darüber könnte man sich freuen.

Verwirrende Vielfalt

Sollte man aber nicht, sagt THOMAS S. KUHN (1922–1996). Der US-amerikanische Wissenschaftshistoriker hat argumentiert, dass die fortdauernde Sorge um die theoretischen Grundlagen eines Fachs kein gutes Zeichen ist (Kuhn 2021). Seiner Meinung nach zeichnet sich echte Wissenschaft (allen voran die Physik) dadurch aus, dass sie auf Basis eines breiten Forscherkonsenses operiert und die alltägliche Forschung daher in aller Regel keine Grundsatzfragen aufwirft. Im Laboralltag wird nicht darüber diskutiert, was »Natur« oder »Leben« sei. Dies macht die Naturwissenschaften leistungsfähig, denn sie können sich auf das Lösen konkreter Rätsel, also auf Detailfragen, beschränken.

Grund dafür ist, dass die Forschung eine stabile normative Grundlage hat, ein einheitliches Relevanzraster, eine gemeinsame Perspektive. Kuhn nennt es »Paradigma«. An diesem Paradigma richten sich alle Forschungsaktivitäten wie Eisenpfähle in einem Magnetfeld aus. Historische Beispiele sind Newtons Mechanik oder Einsteins Relativitätstheorie, also epochale Forschungsleistungen, die Maßstäbe für die gesamte Physik ihrer Zeit gesetzt haben. Aber wie gesagt: Arbeitsteiliges, experimentelles Rätsellösen ist nur möglich, wenn die Disziplin über ein Paradigma, eine einheitliche Denkweise verfügt – und nicht vorrangig mit sich selbst beschäftigt ist. Wie wir wissen ist gerade die Sozio-

logie für Identitätsfragen anfällig: Was genau ist Soziologie? Wodurch zeichnet sich eine soziologische Perspektive aus? Gibt es überhaupt so etwas wie Gesellschaft?

Weitläufige Theoriedebatten sind für Kuhn ein Hinweis darauf, dass wir es nicht mit »normaler Forschung« zu tun haben, sondern mit einer unreifen Vorstufe. In dieser Phase wird darum gerungen, welche Fragestellungen wissenschaftlich fruchtbar, welche Begriffe brauchbar, welche Daten nützlich und welche Methoden geeignet sind. Das heißt, in unreifen Disziplinen »philosophiert« man über das Grundlegende. Für Kuhn ist der Reifungsprozess erst dann abgeschlossen, wenn der Theoriediskurs beendet ist, also ein Paradigma existiert und die Phase des Rätselförens anbricht. Theoriediskussionen sind ein Krisenindikator.

Sind soziologische Theoriedebatten tatsächlich nur quälende Exerzitien in disziplinärer Selbstvergewisserung? Wohlmeinende Stimmen würden dagegenhalten, dass die unüberwindliche Theorienvielfalt innerhalb der Soziologie auf deren besondere Reflexionsfähigkeit verweist. Schließlich erzwingt die Komplexität und Uneindeutigkeit der modernen, funktional differenzierten Gesellschaft eine Pluralität soziologischer Beschreibungsweisen (Fischer 2014). Eine soziologische Einheitstheorie kann es daher nicht geben. Aber stimmt das auch? Oft genug wird das Fehlen einer facheinheitlichen Theorie bemängelt und als Theoriekrise thematisiert. Dies heizt dann Versuche an, ein einheitliches Paradigma für die Soziologie zu schaffen. Eindrucksvolle Beispiele dafür sind Luhmanns Systemtheorie (siehe Kapitel 7) oder Habermas' Kommunikationstheorie (siehe Kapitel 4).

Trotz aller Bemühungen hat sich eine facheinheitliche Theorie bislang nicht durchgesetzt. Auch die Großtheorien werden wieder als Theorieoptionen verstanden. Die allgemein geschätzte (oder gefürchtete) Theorienvielfalt wird uns wohl noch lange erhalten bleiben. Zwar gibt es immer wieder Anläufe, die analytische Qualität konkurrierender Theorien vergleichend zu bewerten, in der Hoffnung, gemeinsame Wurzeln zu finden und Pseudo-Vielfalt zu reduzieren. Doch Theorien verfolgen unterschiedliche Ziele, sind von unterschiedlichen Denkstilen getragen und verwenden unterschiedliche Grundbegriffe. In jeder Theorie hat die Welt des Sozialen daher ein deutlich anderes Gesicht. Deswegen lassen sich Theorien so schlecht gegeneinander ausspielen. Man hat es dennoch versucht, aber dabei wurden die Theorien – so wie im berühmten Positivismusstreit der 1960er Jahre, einer Kontroverse mit Adorno und Karl Popper an vorderster Front (Adorno et al. 1993) – unter politischen Vorzeichen bewertet. Dies trug zu erheblicher Verwirrung bei, denn bei den Studierenden entstand der Eindruck, man müsse sich mitten im Wissenschaftsbetrieb zwischen Sozialismus und Faschismus entscheiden.

Diese wilden Jahre sind vorbei. Doch auch die rein wissenschaftliche Kontroverse verlagert das Problem nur, weil der Streit sofort darum geht, welche Kriterien für eine Bewertung konkurrierender Theorien überhaupt angemessen sind. Diese Frage lädt die Kontrahenten dazu ein, sich auf die meta-theoretische Ebene zu begeben, von der es erfahrungsgemäß keine Rückkehr mehr gibt. Vielleicht haben sich die Energien im Theorienstreit erschöpft. Jedenfalls herrscht heute eine weitgehend friedliche Koexistenz zwi-

schen den soziologischen Denkstilen bzw. eine freundliche Indifferenz.

Es gibt in der Soziologie nicht nur viele Theorien, sondern auch eine verwirrende Vielfalt an Vorstellungen darüber, was unter Theorie überhaupt zu verstehen ist. Ist eine Theorie lediglich eine generalisierende Aussage, die auf Fallbeispielen beruht? Oder ein Modell, das Hypothesen in einen inneren Zusammenhang bringt? Oder – sehr viel weiter gefasst – eine Weltanschauung, die uns beim Interpretieren und Analysieren die Optik einstellt?

In diesem Buch geht es, wie schon der Titel ankündigt, um soziologische Theorien. Doch der Titel erklärt wenig. Es heißt zunächst nur, dass es sich um Theorien handelt, die aus der Soziologie stammen oder in der Soziologie eine wichtige Rolle spielen. Das könnten – rein theoretisch – auch Mikro-Theorien sein. In der Regel erwartet man von »soziologischen Theorien« jedoch, dass sie ein Panorama der sozialen Ordnung liefern, also aufs große Ganze gehen. Man erwartet, mit anderen Worten, Gesellschaftstheorien, vielleicht auch Gesellschaftsdiagnosen oder Sozialtheorien. Aber was ist hier nun wieder der Unterschied?

Gesellschaftstheorien erklären Aufbau, Struktur und Funktionsweise gegenwärtiger Gesellschaften. Hier steht die Faszination für die Komplexität der sozialen Ordnung im Vordergrund, die schon bei den soziologischen Klassikern greifbar wird. Die zentralen Fragen lauten: Wie funktioniert Vergesellschaftung? Wie ist soziale Ordnung möglich? Und was treibt den sozialen Wandel an? Ihre Leistungsfähigkeit bezieht die Gesellschaftstheorie gerade aus ihrer Gesellschaftsferne, das heißt aus ihrer Distanz zu einem Gegenstand, der nicht mehr als abbildbares Objekt

verstanden wird, sondern in seiner Gegenständlichkeit als ganz wesentlich durch Theorieentscheidungen bestimmt gilt. Die Gesellschaftstheorie, das ist die Königsklasse soziologischer Theorien.

Gesellschaftsdiagnosen forschen nach dem Wesen gegenwärtiger Gesellschaften. Im Vordergrund steht die Frage: In welcher Gesellschaft leben wir denn eigentlich? (vgl. Pongs 1999/2000) Hier geht es also – im Vergleich zur Gesellschaftstheorie – um etwas Gegenständliches, nämlich um die Suche nach einem Kernmerkmal, das die Gesellschaft im Ganzen prägt, steuert und in Schwung hält. Was sind solche Kernmerkmale? Das kann der Kapitalismus sein, die Technik oder neue Risiken. Die Rede ist dann dementsprechend von der kapitalistischen, technologischen oder Risikogesellschaft. Gesellschaftsdiagnosen setzen also voraus, dass alles, was sich auf der Erscheinungsebene der Gesellschaft ereignet, dem Wirken eines (einigen) dahinterliegenden Prinzips verdankt – eben dem Wesen der Gesellschaft. Der Charme der Gesellschaftsdiagnose besteht in ihrer medialen Anschlussfähigkeit. Geliefert wird soziologisch informiertes Orientierungswissen mit oftmals hohem Unterhaltungswert (vgl. Bogner 2021).

Sozialtheorie ist ein aus dem Englischen (*social theory*) eingewandelter Begriff. Er signalisiert, dass im Zuge soziologischer Theoriearbeit weithin geläufige Grundlagen sozialwissenschaftlicher Reflexion auf den Prüfstand gestellt und damit tiefeschürfende Begriffsarbeiten in Angriff genommen werden. Solche fundamentalen Problemstellungen lauten zum Beispiel: Was ist gemeint, wenn vom Sozialen die Rede ist? Was ist eine Handlung und wer ist daran beteiligt? Welche Begründung und welche Folgen hat die

Einteilung von Menschen in Männer und Frauen? Weitere Beispiele wären Reflexionen über das Verhältnis von Mikro- und Makro-Ebene, von Handlung und Struktur, von Sozialität und Individualität. Der ausgeprägte Wille, die eigenen Denkvoraussetzungen in Frage zu stellen, ist im Übrigen auch ein Grund, warum ihre historischen Vorläufer für die Soziologie so wichtig sind. Wir gehen immer wieder zu Weber, Simmel, Durkheim und anderen zurück, um uns zu vergegenwärtigen, auf welche konzeptionelle Basis unser gegenwärtiges Denken und Deuten gebaut ist.

So weit in aller Kürze. Im Mittelpunkt dieses Buchs stehen Gesellschaftstheorien, wobei das auch nur die halbe Wahrheit ist. Schließlich lassen sich die oben genannten Theorietypen nicht so leicht voneinander abgrenzen. Das sehen wir am Beispiel der frühen Kritischen Theorie: Die galt früher als Paradefall einer Gesellschaftstheorie, wird heute jedoch – angesichts strengerer Theoriestandards – eher als Gesellschaftsdiagnose geführt. Oder die klassische Wissenssoziologie: Keine Gesellschaftstheorie, aber eine Theorieströmung mit großem zeitdiagnostischen Potenzial und deshalb ebenfalls interessant für unseren Zusammenhang. Es geht in diesem Buch in jedem Fall um »große Theorien«. Allerdings gibt es innerhalb der Soziologie auch gewichtige Stimmen, die dafür plädieren, dass Theorien sich nicht so viel vornehmen und etwas kleiner ansetzen sollten.

Gegen große Theorie

Wie lässt sich verhindern, dass sich die Soziologie in Weltanschauungskämpfen verliert und ihr wild wucherndes Theorienangebot empirisches Arbeiten eher behindert als fördert? Schon lange vor Kuhn (und seiner Idee von einer paradigmengeleiteten Normalwissenschaft) hat der US-amerikanische Soziologe ROBERT K. MERTON (1910–2003) ein Rezept entwickelt, um die Soziologie zu einer »normalen« Disziplin zu machen. Seine Empfehlung lautet in aller Kürze, dass die Soziologie aufhören solle, im Geiste ihres philosophischen Erbes weiterhin große Theorien zu entwerfen. Schließlich beruhen diese Gesellschaftstheorien weitgehend auf reiner Spekulation, weil der Stand soziologischer Forschung nicht ausreicht, solche Theorien mit einer soliden empirischen Grundlage zu versorgen. Worauf sich die Soziologie konzentrieren solle, das ist die Entwicklung von »Theorien mittlerer Reichweite« (Merton 2007). Denn nur dieser Weg führt die Soziologie aus den Niederungen dilettierenden Literatentums zu den Höhen professioneller Forschung.

Mertons Vorstellung zufolge sind Theorien mittlerer Reichweite zwischen der Mikro-Ebene alltäglicher, einzel-fallbezogener Forschungshypothesen und den großen, abstrakten Gesellschaftstheorien angesiedelt. Diese große Theorie begreift Merton als schlechte Wissenschaft, weil sie nicht schrittweise aus der Verknüpfung empirisch gesättigter Theoriebestandteile entwickelt wird, sondern als großer Wurf eines genialen Geistes in die Welt kommt. Ob es diese Form spekulativen Theoretisierens in der Soziologie je gegeben hat, sei dahingestellt. Die große Theorie je-

denfalls dient Merton als Negativbeispiel, um den Nutzen seines eigenen Theoriekonzepts ins rechte Licht zu rücken. Der Theorie mittlerer Reichweite geht es nicht um abschließende Gesellschaftsdeutungen, die »top-down« entworfen werden und relativ abstrakt bleiben. Dieser Theorie geht es vielmehr um Rätsellösen, also um die Entwicklung interessanter Forschungshypothesen, wobei sich die Theorie selbst wiederum der Verknüpfung von Konzepten verdankt, die auf empirischer Forschung beruhen. Wie soll man sich das vorstellen?

Ein schönes Beispiel ist die Bezugsgruppentheorie. Dieser Theorie zufolge bildet sich unsere individuelle Einstellung zu einer Sache oder einem Problem anhand der Orientierung an einer Vergleichsgruppe, also einer Gruppe, die in einer vergleichbaren Situation ist. Das heißt, man misst zum Beispiel die eigene soziale Position über den Vergleich mit dem relevanten Anderen. Dies werden in aller Regel die Arbeitskollegen sein bzw. Leute, die von ihrer Ausbildung und beruflichem Status her uns ähnlich sind. Ein Beispiel: Der Ökonom Albert O. Hirschman (1915–2012) hat gezeigt, dass sich die Bewertung sozialer Ungleichheit im Zuge ökonomischer Entwicklung ändert: Solange es Hoffnung gibt, dass sich die Kluft zwischen den Klassen in absehbarer Zukunft verringern wird, ist von den Benachteiligten kein Protest zu erwarten, selbst wenn sich die Kluft vergrößern sollte. Zu dem Zeitpunkt jedoch, wo es vielen Mitgliedern meiner eigenen Klasse (oder einer anderen relevanten Bezugsgruppe) besser zu gehen scheint, nur eben nicht mir selbst, entsteht Unruhe (Hirschman 1973).

Ein anderes Beispiel für die Fruchtbarkeit der Bezugsgruppentheorie lieferte der US-amerikanische Soziologe

Samuel A. Stouffer (1900–1960) in seiner großangelegten Studie *The American Soldier* (Stouffer et al. 1949). Scheinbar widersinnige Einschätzungen von Armeeingehörigen ließen sich auf dieser Grundlage erklären. So waren die zahlreichen dunkelhäutigen Soldaten in den Südstaaten der USA zufriedener als die im Norden stationierten, obwohl im Süden damals noch die Rassentrennung herrschte. Doch der Vergleichsmaßstab für die Südstaaten-Soldaten waren eben nicht die Kollegen in den Nordstaaten, sondern die schwarze Bevölkerung im Süden, die noch stärker unter Repressalien zu leiden hatte. Kurzum, diese und andere Studien zeigten, dass Zufriedenheit relativ ist und vom Vergleichsmaßstab abhängt, also vom Vergleich mit Gruppen, die geographisch in Blickweite oder sozial in Reichweite sind.

Die Bezugsgruppentheorie stellt eine Theorie mittlerer Reichweite dar, weil sie sich in ihrem Erklärungsanspruch auf konkrete soziale Phänomene bezieht (und nicht auf die Gesellschaft im Ganzen) und dabei einen Abstraktionsgrad aufweist, der eine analytische Verbindung zwischen verschiedenen Phänomenbereichen erlaubt. Merton zufolge lässt sich Gesellschaftstheorie nur über die Formulierung solcher Theorien mittlerer Reichweite entwickeln.

Gesellschaftstheorie ist für das Fach durchaus wichtig, weil andernfalls eine gemeinsame Grundlage fehlt und widersprüchliche Spezialtheorien einfach nebeneinander stehenbleiben. Merton glaubt allerdings, dass die Zeit dafür noch nicht reif ist, weil es an empirischer Forschung fehlt. Mit seinem Plädoyer für Theorien mittlerer Reichweite bricht er eine Lanze für den Induktivismus. Damit ist die Vorstellung gemeint, dass sich Theorien, also verallgemei-

nernde Schlüsse, schrittweise aus der Beobachtung empirischer Phänomene entwickeln lassen. Im Idealfall wird die Theorie durch eine Reihe übereinstimmender Experimentalergebnisse bestätigt. Die Soziologie soll also dem Modell der Naturwissenschaften folgen.

Merton vergleicht die Soziologie seiner Zeit denn auch mit den Naturwissenschaften des 17. Jahrhunderts: Zwar seien bereits eine Reihe praktischer Probleme gelöst, doch der Weg zu einer einheitlichen Theorie («Paradigma») ist noch weit. Die Soziologie, so formuliert es Merton (2007: 454), hat ihren Kepler noch nicht gefunden, ganz zu schweigen von einem Newton, Faraday oder Planck. Wir schließen daraus: Erst wenn sich die Soziologie erkenntnislogisch nach dem Vorbild der Naturwissenschaften saniert hat, wird sie aus der Phase ideologischer Grabenkämpfe und Theoriestreitigkeiten herausfinden.

Was wissenschaftliche Theorien ausmacht

Mertons Theoriekonzept ist innerhalb der Soziologie nicht unwidersprochen geblieben. Was eine soziologische Theorie zu leisten hat und welche Reichweite sie haben sollte, ist nach wie vor umstritten. Uneinigkeit gibt es (und nicht nur innerhalb der Soziologie) auch darüber, was überhaupt eine wissenschaftliche Theorie auszeichnet. Oder grundsätzlich gefragt: Was ist überhaupt eine Theorie?

Die erste Antwort (und die maßgebliche Begrifflichkeit) haben, wie immer, die alten Griechen geliefert. Die Griechen sind ja bekanntlich nicht nur die Begründer der Demokratie, sondern auch die Ahnherren der Wissenschaft.

Aristoteles hat in seiner *Metaphysik* die theoretische, reine Erkenntnis dem praktischen, zweckbestimmten Wissen gegenübergestellt: Während praktisches Wissen auf Erfahrung beruht und sich auf Einzelfälle beschränkt, verschafft theoretisches Wissen Einsicht in die allgemeinen Zusammenhänge und die Ursachen aller Dinge. Praktiker verfügen über Know-how, Theoretiker über Weisheit. Deswegen ist die betrachtende Wissenschaft höher einzuschätzen als die bewirkende.

Aber natürlich, so könnten wir gegen Aristoteles einwenden, ist auch die Kontemplation, also das zweckentbundene Nachdenken, irgendwie motiviert, wenn auch nicht durch kurzfristige Nützlichkeitsabwägungen. Wir kommen ins Grübeln, wenn uns Dinge und Zusammenhänge nicht mehr als selbstverständlich erscheinen, wenn unsere Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster erschüttert werden, wenn unsere Ordnungsvorstellungen durcheinandergeraten. Das heißt, ein grundlegendes Orientierungsbedürfnis leitet das Interesse an der Theorie. Deshalb könnte man in erster Annäherung sagen: Theorien sind verallgemeinernde Aussagen, die den Zweck haben, die Welt sinnhaft zu strukturieren. Ohne Theorie wäre die Welt ein strukturloses Chaos, ein verwirrend vielfältiges Sammelsurium unzusammenhängender Erlebnisse und Phänomene. Ohne Theorien wären wir der Komplexität der Welt hilflos ausgeliefert.

Wir brauchen Theorien, um uns ein (stark vereinfachtes) Bild von der Welt zu machen, das es ermöglicht, unsere Erfahrungen »auf die Reihe«, also in eine sinnvolle Ordnung, zu bringen. Deshalb operieren wir auch im Alltag unentwegt mit improvisierten Theorien, also mit verallgemei-

nernden Aussagen, die wir meistens gar nicht weiter prüfen. Wir behaupten beispielsweise, dass Frauen nicht einparken können, Männer nie zuhören und Österreich schlimmen Fußball spielt. Natürlich würden wir diese Alltagstheorien eher als Ideologien, Vorurteile oder dumme Klischees bezeichnen. Aber auch wenn uns bessere Beispiele einfallen, so wüssten wir noch nicht, was wissenschaftliche von unwissenschaftlichen Theorien unterscheidet.

Was macht eine wissenschaftliche Theorie aus? Die geniale Antwort von KARL POPPER (1902–1994), dem aus Wien stammenden Wissenschaftsphilosophen, lautet: Wissenschaftliche Theorien müssen an der Erfahrung scheitern können (Falsifikationsprinzip). Das heißt, aus der Theorie müssen sich konkrete Aussagen, also Hypothesen oder Prognosen, entwickeln lassen, die dann empirisch – im Idealfall experimentell – überprüft werden. »Die Objektivität der wissenschaftlichen Sätze liegt darin, dass sie intersubjektiv nachprüfbar sein müssen.« (Popper 1971: 18)

Das war damals, Anfang der 1930er Jahre, als Popper an seiner *Logik der Forschung* schrieb, neu. Vor Popper herrschte die Auffassung, dass nicht-wissenschaftliche Theorien auf Spekulation beruhen und nicht auf empirischer Beobachtung. Wirklich wissenschaftliche Theorien, so schloss man daraus, müssen schrittweise aus empirischen Einzeltatsachen entwickelt werden. Diese – Induktivismus genannte – Lehre, die, wie gerade gesehen, u. a. Robert K. Merton vertrat, stellte Popper auf den Kopf. Er argumentierte, dass tragfähige Theorien nicht stufenweise aus kleinen Wahrheiten aufgebaut werden, so wie man etwa ein Haus baut, indem man Stockwerk auf Stockwerk sichtet. Theorien werden vielmehr wie ein Fertighaus auf die grüne Wiese gestellt und

anschließend durch eine Reihe von Belastungstests auf ihre Tragfähigkeit geprüft.

Das heißt, Theorien basieren zunächst einmal auf Spekulationen oder einigen wenigen Beobachtungen, aber das ist kein Manko. Denn im Mittelpunkt wissenschaftlicher Tätigkeit steht die kritische Überprüfung von Theorien. Darin besteht die Vernunft der Wissenschaft: dass sie am Ende des Tages von den großen Theoriegebäuden nur jene stehen lässt, die sich als logisch konsistent (widerspruchsfrei) und empirisch haltbar erwiesen haben. Es gibt, schreibt Popper (2022: 95), »kein rationales Verfahren als die Methode von Versuch und Irrtum – von Vermutung und Widerlegung: die Methode, kühne Theorien aufzustellen, ernsthaft zu versuchen, sie als falsch zu erweisen und sie vorläufig anzunehmen, wenn unsere Widerlegungsversuche erfolglos sind.«

Probleme hat Popper darum mit Theorien, die besonders eindrucksvoll sind, weil sie scheinbar alles erklären können und alle Ereignisse als Bestätigung ihres Weltbilds interpretieren. Denn solche Theorien, wie der Marxismus oder die Psychoanalyse, sind für ihn keine Wissenschaft, weil sie keine riskanten, selbstgefährdenden Voraussagen zulassen und daher keine Widerlegungsmöglichkeiten bieten. Das heißt, je mehr und je präzisere Möglichkeiten die Theorie selbst entwirft, sie zu widerlegen, desto wissenschaftlicher ist sie. Unwiderlegbarkeit ist in der Wissenschaft, wie Popper oft betont, nicht eine Stärke, sondern eine Schwäche.

Die prinzipielle Widerlegbarkeit wissenschaftlicher Theorien hat natürlich auch ihren Preis. Vor Popper konnte man bedenkenlos davon sprechen, dass die anerkannten

Theorien wahr sind. »Wahr« hieß: zeitlos gültig. Schließlich ging man davon aus, dass wahre Theorien ein unverwüstliches Fundament in der Fülle unbezweifelbarer Einzeltatsachen hatten. Popper jedoch argumentiert, dass es kein endgültiges Wahrheitskriterium geben könne, weil immer Gegenbeobachtungen denkbar sind, die das Theoriegebäude zum Einstürzen bringen können – das Problem des vieldiskutierten »schwarzen Schwans«: Ein einziger schwarzer Schwan widerlegt die Theorie, alle Schwäne seien weiß.

Nach Popper heißt »wahr« darum so viel wie »bewährt«: Wir erachten jene Theorien als wahr, die ihrer Überprüfung vorläufig standgehalten haben. Diese Theorien sind gleichwohl nicht zeitlos gültig, sondern stellen eine Wahrheit auf Abruf dar. Neue, bessere Theorien zeichnen sich dadurch aus, dass sie besser mit Tatsachen übereinstimmen, präzisere Prognosen erlauben und bisher unzusammenhängende Probleme vereinen. Kurz gesagt: Nach Popper ist es mit dem Superlativ der (absoluten) Wahrheit vorbei. Es herrscht der Komparativ. Ziel der Wissenschaft ist es, Theoriegebäude, die zunächst in Sumpfland stehen, etwas stabiler zu machen.

Wissenschaftlicher Fortschritt basiert aus dieser Perspektive nicht auf der zunehmenden Anhäufung unbezweifelbarer Wahrheiten, sondern vielmehr auf der dauernden Korrektur zu kurz greifender Erklärungen. Der Fortschritt vollzieht sich gleichsam in negativer Weise, nämlich als eine Abfolge immer besser begründeter, doch stets überholungsbedürftiger Wahrheitsansprüche. Das realistische Ziel dieses Entwicklungsprozesses ist nicht die absolute Wahrheit, sondern der bessere Irrtum. Der Status

der Wahrheit hat sich auf diese Weise gründlich relativiert. Dennoch lässt sich auch weiterhin die Geschichte der Wissenschaft als eine Erfolgsgeschichte verstehen. Schließlich bauen die jeweils vorläufig gültigen Wahrheiten systematisch aufeinander auf. Die Fehler von gestern werden vermittels der kritischen Methode zur Grundlage neuer Einsichten. So folgt die Geschichte der Wissenschaft in Summe einer linearen, kumulativen Fortschrittslogik.

Wissenschaft im Krebsgang

Falsch, sagt THOMAS S. KUHN. Die Geschichte der Wissenschaft folgt keiner geradlinigen Fortschrittslogik. Dies scheint nur so, weil die Geschichte von den Siegern geschrieben wird, also aus der Perspektive des aktuell gültigen Forschungsparadigmas. Forschungsleistungen aus vergangenen Epochen werden dabei in illegitimer Weise vereinnahmt. Man tut so, als sei die Quantenphysik im Grunde schon durch Galileis Experimente vorbereitet worden. Man stellt es so dar, als hätte sich die Wissenschaft seit jeher um genau jene Probleme bemüht, die heute – im Kontext des gerade gültigen Paradigmas – von Bedeutung sind. Man gibt vor, dass Theorien Stück für Stück stabilisiert werden, und zwar auf Basis von Fakten und Erkenntnissen, die über Jahrhunderte hinweg gesammelt worden sind. Doch Wissenschaft funktioniert ganz anders.

Wissenschaftliches Arbeiten, so Kuhns feste Überzeugung, funktioniert auf der Basis eines Paradigmas (Kuhn 1976). Davon hatten wir schon gehört: Ein Paradigma stellt eine verbindliche forschungsleitende Perspektive dar und

sorgt damit für Orientierung und Konsens innerhalb der Fachgemeinschaft. Paradigmen sind außerdem ein wertvolles Gut, weil sie die Grundlage wissenschaftlicher Professionalisierung bilden: Sie begründen einen »Stand der Forschung«, indem sie eine bestimmte Perspektive, ein bestimmtes Wissen außer Streit stellen. Sie sorgen dafür, dass wissenschaftliche Standards nicht ständig neu erfunden werden müssen (oder können). Sie entbinden von der Pflicht, bei jeder Forschung immer auch gleichzeitig die Grundlagen und Grundfragen des Fachs abzuklären. Dies ist die Voraussetzung für die Entwicklung einer hochspezialisierten, arbeitsteiligen Forschung.

Diese paradigmatisch organisierte Spezialforschung ist für Kuhn die »Normalwissenschaft«. Diese Normalwissenschaft widmet sich in der Regel ganz gewöhnlichen Dingen, wie etwa der experimentellen Prüfung überschaubarer Hypothesen. Was Popper als alltägliches Ziel der Wissenschaft beschreibt, nämlich die kritische Überprüfung von Theorien, ist für Kuhn ein Sonderfall. Nur in revolutionären Phasen, also in Ausnahmesituationen, zielt wissenschaftliche Forschung auf Theorieprüfung und zieht damit die Grundlagen des eigenen Tuns in Zweifel. Doch bewährte Theorien werden von der Wissenschaft nicht leicht aufgegeben, davon ist Kuhn überzeugt. Die Wissenschaft ist konservativ. Man feilt lieber so lange an der altgedienten Theorie herum, bis sie sich irgendwie mit den neuen Beobachtungen in Einklang bringen lässt.

In seiner einflussreichen Kritik des Empirismus hat WILLARD VAN ORMAN QUINE (1908–2000) dieses Argument bereits grundlegend vorbereitet. Der US-amerikanische Logiker und Philosoph hielt es für einen Mythos, dass